Nochmals Rip van Winkle : oder: vom alles verschlingenden Fluss der Zeit, von tiefen Schluchten und vom Aufstellen der Kegel

Autor(en): **Schüpbach, Walter**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **75 (2000)**

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-324656

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Nochmals Rip van Winkle

oder:
Vom alles verschlingenden Fluss der Zeit, von tiefen Schluchten und vom Aufstellen der Kegel

Walter Schüpbach

Rip van Winkle ist eine Geschichte, die dir in die Knochen fährt: Da lebt einer in den Tag hinein, macht sein angetrautes Eheweib grantig, verquasselt seine Zeit am Wirtshaustisch, versäumt Termine, säuft, hurt, lungert am Hudson herum, wildert ein bisschen unter den wohlfeilen Rehlein, lässt seinen Hund, der unpassenderweise Wolf heisst, durchs Gehölz streunen und gerät schliesslich an diesen alten, in weite Pumphosen, Tuchwams und eine holländische Tellerkrause seltsam weltfremd gewandeten Gesellen, der ihn heisst, ein Branntweinfass in die Schlucht zu schultern. Und ihn zwingt, in einer Runde alter Herren die Kegel zu stellen, welche die, trinkfeste Zecher, in gewaltigen Würfen immer wieder polternd niederstrecken. – Als er sich schliesslich aus der Schlucht befreien kann, hat er die besten Jahre seines Leben umgebracht, er findet den Kolben seines Gewehrs verrottet, den Hund vermodert bis auf ein lächerliches Skelett. – Er kehrt zurück ins Dorf. Niemand will ihn kennen. Seine Hanne ist tot und fast schon vergessen. Er begegnet der Tochter, die eine Frau geworden ist, wagt aber nicht, sich ihr zu erkennen zu geben. – Das bisschen Zeit, das ihm bleibt, verdämmert er bei einem Nachbarn.

So lautet die Geschichte des Rip van Winkle.

Der Amerikaner Washington Irving hat sie um 1820 unter dem Pseudonym Diedrich Knickerbocker herausgebracht, Max Frisch variiert das Märchen in seinem «Stiller». Beide erzählen sie es überzeugender, als ich es jetzt tue. Erschreckend bleibt es allemal.

*

Warum ich auf Rips Geschichte zurückkomme? – Weil ich von der Zeit sprechen soll. Von der allgemeinen Zeit, der sich alle verpflichten und die demnächst vom einen ins andere Jahrhundert kippt. Ich tu's aber ungern. Ich halte wenig von Jahreszahlen, wenn ich mich auch dem Reiz, den der Gedanke der Jahrhundertwende ausstrahlt, nicht ganz verschliessen kann. Auch frage ich mich, wozu sich zu einer Zeitrechnung äussern, die offenbar tüchtig über den Daumen gepeilt ist.

Da halt ich es lieber mit persönlichen Zahlen. Das Lebensalter, die individuelle biografische Perspektive, dieser Janusblick voraus ins Ungewisse und zurück ins Abgelebte, gibt Anlass zu endlosen Betrachtungen und Spielereien. Ich rechne oft und gern vorwärts und rückwärts, ich vergleiche mein Alter mit dem meiner Mutter, meines Vaters, und immer wieder packt mich das Ripsche Entsetzen: Du kommst aus der Schlucht und dein halbes Leben ist um. – Meine Tochter etwa, meine liebste, mein Mandelaugenkind, kam zur Welt an einem blauen Sommertag des Jahres vierundneunzig, sie kam ein paar Tage zu früh, also entschlossen, also vorwitzig, und warf mir meine Arbeit und meine Pläne durcheinander (was sie seither unaufhörlich tut), und als ich am Abend dieses Tages bei einem Bier meine Jahrringe prüfte, da waren es einundvierzig. Einundvierzig, gleich viele, wie auch mein Vater gezählt hat am Abend nach meiner eigenen Geburt, wenn er denn diesen Tag mit Zählen und Biertrinken sollte beschlossen haben. Würde also in den kommenden Jahren meine Tochter, meine in langen geblümten Röcken sommers meist barfuss durch die Welt trippelnde Tochter, wenn sie an mir hochblickt, von mir denselben Eindruck gewinnen, wie ihn mir *meine* Froschperspektive von *meinem* Vater vermittelte: Da geht ein alter Mann. Ein alter Mann, dem sich das Haar lichtet, ein Mann mit Falten über der Stirn, Krähenfüssen unter den Augen und einem Stoppelbart, mit dem er dir spasseshalber die Wange wundreibt, bevor er dich küsst und ins Bett hebt oder einfach in die Luft stemmt.

*

Ich bin also ein alter Mann, Jahrhundert hin oder her. Das sagt mir mein Kopf. Nicht mein Herz, denn es sind wenig Jahre verflossen, dass ich mich jung fühlte und bereit zu jeder Schandtat. Und mein Kopf lehrt mich weiter, dass vorwärts zu meiner allfälligen Versetzung in den Ruhestand im Jahre 2017, wenn meine Tochter schlanke dreiundzwanzig Jahrringe angesetzt und irgendein zarter Jüngling sich vielleicht in sie verliebt haben wird, dass mir bis dahin die gleiche kurze Spanne zu durchmessen bleibt, wie seit meinem neunundzwanzigsten Lebensjahr verflossen sind, als ich in die Arbeitswelt eintauchte. Halbzeit also, Halbzeit, wenn ich die schwindelerregende Beschleunigung der zweiten Lebenshälfte vernachlässige. – Was das soll? – Ich möchte damit zeigen, dass ich mittels einer kühlen kleinen Kalkulation das Erschrecken des Rip van Winkle nachvollziehen kann. Ich erwache aus der Selbstverständlichkeit, aus der Belanglosigkeit meiner dahinplätschernden Jahre und stelle fest, dass ich den besten Teil schon verlebt, mithin verschlafen habe, denn wenn ich ehrlich bin, kann ich meinen Besitzstand mit einem geschwinden Blick abmessen. Das bisher Getane ist alles andere als beeindruckend, eigent-

lich ein schwacher Versuch, ein bisschen wildern, ein bisschen herumstreunen, an den Ecken stehen …

Das Leben: ein Traum!

*

Weil Rips Geschichte mir nicht aus dem Kopf will, nehm ich mir vor, wieder einmal den Hudson herunterzuwandern, und zwar da, wo das mit dem Kegeln stattgefunden hat, da, wo Rip, von den Schnapstrinkern in die Pflicht genommen, seine Pflicht versäumte. Gedrechselte Kegel ins magische Quadrat stellte.

Es geht also um die Schlucht. – Der Fluss kommt von der grossen Stadt und vom See, er hat sich durchs liebliche Wiesental geschummelt – das geht wie durch die Butter – aber jetzt muss er irgendwie zwischen der Lägern und dem Heitersberg durchkommen, und sowas hat seine Tücken, da heisst es sich abstrampeln und schäumen und trotzig am Felsen nagen.

Ich folge also dem Fluss.

Es ist ein Samstag im Vorfrühling, der Himmel hängt tief, es nieselt, eigentlich kein Wetter für solch eine Unternehmung, aber die Zeit drängt, ich muss jetzt dieses Nachdenken über Rip zu einem Ende bringen, und schon immer habe ich im Gehen am leichtesten gedacht. Ich nehme in Baden die S-Bahn, die mich ein Stück aufwärts bringt. Der Blick aus dem Zugfenster geht hinüber zur Lägern, die wie ein Zeigefinger unter den Wolkenfetzen auf das Ziel meiner Wanderung deutet. In Killwangen steige ich aus. Ich schaffe es, unter Aufwand meines ganzen Scharfsinns ans rechte Hudsonufer zu gelangen: Eisenbahn und Strasse werfen zwar üppig Brücken hinüber und herüber, gewaltige Bauwerke, aber für den fusswandernden Zeitgenossen scheinen diese Wege nicht gemacht. Ich komm schliesslich auf die Neuwiesen, wo ich einem schütteren Trampelpfad folge. Der Fluss ist hier kein Fluss, sondern ein Stausee. Früher hat der Hudson eine Jurafalte zersägt, heute nötigt man ihn, sich an Turbinen abzurackern. Mir soll es recht sein, denn die Blässhühner, die, den Kopf vor und zurück stossend, durch das Schilf paddeln und ihren Pfeifton ausstossen, sind liebenswerte kleine Vögel, die hier kaum heimisch wären, wenn man den Fluss in seiner tiefen Kerbe hätte schäumen und nagen lassen. Ich wandere Schrebergärten entlang, Bootshäusern, und wundere mich über einen gewaltigen, am Wegrand geparkten Baggertraktor Steyr 9086 mit Überrollbügeln und einachsigem Anhänger. Es fängt also schon an, denke ich, dieses Schuften und Fronleisten, das hängt mit der Schlucht zusammen. Es soll nicht das einzige bleiben, worüber ich mich an diesem Nachmittag wundere. Die Wildtaube, die vorüberflügelt, ist mir vertraut, auch der Strommast, der zuverlässig seine Kabel zur Stadt trägt. Aber wie ich im Acker einen toten Reiher finde, erschrecke ich.

Es ist ein Graureiher oder was davon übrig geblieben ist. Ich hebe ihn auf. Das welke Gefieder hängt schlapp, ein Leib ohne Gewicht, kopflos, zwei Füsse, ein einziger, blutiger Flügel. Vielleicht hat in der Nacht ein Fuchs sich daran gütlich getan. Ein schlechtes Zeichen, denke ich, denn der Reiher ist Rips Wappentier. Rips? Oder meines? Die Konturen fangen an zu verschwimmen. Ich muss an die Verse denken, die Rip in ein Notizbuch gekritzelt hat, als er in der Schlucht schuftete …

Wenn von den andern Tälern
die Nebel herüberkommen wie Ängste
und ich mich nicht in deine Umarmungen werfen kann,
steig ich hinauf am Weinberg,
wo längst der Bube erblüht,
und auch kommt der geduldige Reiher
von seinem täglichen Ausfall,
fährt mit reglosen Flügeln furchtlos hinab zum
ohnmächtigen Wasser und nimmt dort
im Dunkeln wieder
tapfer sein Lager.

Und ich erinnere mich, wie ich an einem der ersten Montage damals in der Früh, als ich zur Giesserei unterwegs war, auf der Mauer, die das Hudsonwasser in den Fabrikkanal einleitet, einen Graureiher sitzen sah. Der auf Fische gierte. Im Hintergrund die roten Backsteinmauern, der Fabrikschlot, die Weiden, die Pappeln. Und damals sagte ich zu mir: Ein Reiher, schau, welch gutes Zeichen! Denn der Reiher kriegt seine Fische nicht umsonst, er muss sich redlich mühen. Und was in der Schlucht hockt und sich müht, dem kann ich brüderlich zugetan sein. So bin ich am rechten Ort …

*

Aber ich greife vor, das heisst, ich greife zurück … Noch bin ich längst nicht unten bei der Giesserei, wo Rip Fron leistete, noch bin ich oben beim Stauwehr und staune, mit welcher Gewalt das Wasser durch die drei Schleusentore stürzt. Danach duckt es sich ganz bescheiden unter den drei Brücken durch, unter der hohen Eisenbahnbrücke, der Strassenbrücke und schliesslich unter der alten, überdachten Zürichbrücke beim Zollhaus. Und darauf geht's flink in die Zentrifuge, die Baregg drängt den Fluss scharf nach rechts, und sein Wasser nimmt ein düsteres Grün an, während er am steilen Prallhang entlangschiesst. Fast könnte man meinen, er schlage einen Bogen um den Betschuppen der Mönche von der heiligen

Jungfrau zum Meerstern. Aber das hiesse Ursache und Wirkung vertauschen. Auch die haben einst für ihr ernstes Geschäft die Schlucht gesucht … immer die Schlucht, Gott suchen in der Schlucht! Und auch sie in weltfremden Gewändern. So erinnere ich mich natürlich, wie ich selber mich einst im Kloster geplagt habe, zu einer Zeit allerdings, als die Mönche längst Reissaus genommen und die philologischen Pfarrherren an ihre Stelle getreten waren. Ich seh mich plötzlich wieder vor meiner Klasse stehen und mit meinen Schülern über Rips Abenteuer fachsimpeln. Sie wollen mir partout meine Deutung der Geschichte nicht abnehmen: Es geht um die Sache mit den Kegeln. Sie sehen das Kegeln einfach als Alptraum, ich aber, und Schweissperlen treten mir auf die Stirn, halte dagegen: Traum! Traum ist nicht Alptraum. – Für meine Schüler ist Rip einfach der Tunichtgut, der wegdöst und einen krausen Alptraum träumt, aus dem er sich nicht befreien kann, wie sich das für ein Märchen ziemt. Ich beharre darauf, dass die Schlucht eine reale Gegenwelt sei, die Rip durchaus gesucht habe. Und ich verweise darauf, dass dieser Tagedieb Rip van Winkle in der Schlucht plötzlich die Mühsal erlernt. Frisch spricht von Fron: *Kaum standen die schweren und etwas wackligen Kegel in Ordnung, so dass Rip nach dem Wacholderschnaps greifen konnte, trat der nächste Herr in die Bahn, kniff sein linkes Auge, um zu zielen, und schob seine steinerne Kugel, die wie ein Gewitter rollte. Es war schon eine ziemlich seltsame Gesellschaft, wie gesagt, kein Wort wurde gesprochen, und so wagte denn auch Rip nicht zu fragen, wann er wohl wieder entlassen würde aus dieser Fron.* – Ich wandere durch den Klostergarten, spiele ein bisschen den heimlichen Heimkehrer, und tauche hinab zur Spinnerei, diesem seltsam würdigen Bau mit den vielen Fenstern und dem Turm. Plötzlich geht mir ein Licht auf. Spinnerei! mauschle ich vor mich hin, Garn spinnen, Geschichten erzählen, die man nicht braten kann, ehrlos ehrliche Fron. Ich muss an die würdigen Herren mit den hohen Hüten denken, die den gebückten Rip in seiner Mühsal belächeln. Wie sagt Frisch: *Nur im Augenblick, wenn Rip neuerdings die Kegel aufstellte, hatte er das leidige Gefühl, dass man hinter seinem Rücken grinste, doch konnte Rip sich ja nicht umdrehen und schauen, denn schon, seine Hand an dem letzten Kegel, der wackelte, hörte er das drohende Rollen der nächsten Kugel und musste zur Seite springen, damit sie nicht seine Beine zermalmte.*

*

Unterhalb der Spinnerei bei den Wohntürmen der Webermühle wechsle ich nochmals das Ufer, folge dem Pfad, der mich wieder höher trägt, sodass ich unter mir den Fluss friedlich glitzern sehe. Bei der Brunnmatt donnert ein Vorortszug über mich vertrauensseligen Müssiggänger, ich blicke hinauf auf die schwebende

Last und die Brücke, die nun schon seit hundert Jahren Eisenbahnen über den Abgrund trägt. Danach öffnet sich mir der Blick auf die Au, einen weiten Raum, wo auch einmal eine Spinnerei gestanden und die Welt mit Garn versorgt hat, bevor ein grosses Feuer sie in Schutt und Asche legte. Vor den Häusern der Stadt schwingt sich der mächtige Brückenbogen über den Fluss, fesselt meinen Blick, den jetzt alle Hindernisse, Stufen, Schwemmbänke unberührt lassen.

Das Wasser macht mich ungeduldig, ich schreite aus, vorbei am Landvogteischloss, hinab durch die Kronengasse. Auf der Bäderpromenade schliesslich geschieht, was geschehen muss, ich treffe endlich auf meinen Freund mit dem niederländischen Hut; längst habe ich ihn erwartet, ich bin nicht im geringsten erstaunt. Er stösst ein Fahrrad neben sich her, trägt umständlich ein Cello im Kasten und sagt: Du bist ein höflicher Mensch, ein hilfsbereiter Mensch, leih mir eine Hand, und rollt mir den Kasten auf meine Schulter, sodass ich auf weitere Fragen verzichte. Bei den Bädern nehmen wir die kleine Fussgängerbrücke, und wie wir an der Schwanenfassade, dieser Prachtskulisse, langpilgern, weist er hinab und sagt: Sieh, da drüben, der Kanal, da auf der Mauer treibt sich in der Früh noch immer der Reiher herum und angelt sich seine Fische. Komm mit, ich offerier dir einen Kaffee aus der alten Espressomaschine. Neben uns schiebt das Wasser gewaltig über die Schwellen, es scheint fiebrig das grosse Wassertor zu suchen, das jetzt nicht mehr weit ist.

*

Sie musterten seine Schuhe,
die Lackschuhe waren,
mit metallenen Vatermördern beschlagen,
und hielten ihn für einen Gecken.
Aber er war es nicht.
Er war kein Eckensteher, kein Wirtshaushocker,
kein scheinheiliger Mönch.
Auch kein Eichhörnchenjäger.
Sondern ein Garnspinner.
Sie massen ihn misstrauisch,
denn sein kurzgeschorenes Haar
war das Haar des Strafgefangenen
hinter den Gittern seines eigenen Hochmuts.

Und des Morgens,
wenn er sich aus seinem Traum schälte,

wenn er aus den zerrauften Laken kroch,
war er so kleinmütig
und es winselte sein Herz wie ein Korb voller Welpen.
Wie schleppte er sich durch den Tag! – Ruderte!
Ruderte sich die Hände wund!
Bis die Ströme ihn packten und die Winde,
bei der Gurgel.
Bis er sich loswand,
Ein geblähtes Segel sein Mut,
flog er in den gehörnten Abend,
bastelte Luftschiffe und klempnerte Dampfmaschinen,
stellte die Kegel ins magische Quadrat.

Mancher begegnete ihm, wenn er bescheiden nach dem letzten Bier
und zärtlich gestimmt das Geländer
am schwatzenden Wasser langstrich.
Dann verkannte man ihn nicht,
denn er war voller Grillen.
An seiner Brust baumelte das grosse Verdienstkreuz,
die Präsidentenschärpe spannte
über seine geblähten Rippen.
Wattebäusche zogen durch den Nachthimmel
und kühlten seine geschrammte Stirn.

So legt er sich in sein Bett.
Das er selbst gezimmert hatte, ein Sarg
eine Pritsche für seine frühzeitige Leich,
ein nächtliches Lager für seine endgültigen Nöte.
Eine Schlangengrube,
für seine nackte Seele eine pelzgefütterte Tasche.
Für seine Seele, die reiten musste auf dem feuchten Füllen
über die Stromschnellen unter
der ausgestirnten Nacht.

Doch als er heraufkam aus der Schlucht
hatte er sein halbes Leben umgebracht.

So gab er sich zu erkennen.